

## Posaunen in der Nacht.

### EMANATION

Die schwarze Nacht kletterte wie ein plumptes Ungetüm schwerfällig an den Hängen des Stahlberges empor. Aus den tiefen Tälern ringsum kam sie herauf, immer höher, immer höher, die schwachlichten Streifen verjagend, die sich als letzter Abglanz eines klaren Dezembertages ganz hoch oben noch über den jungen Schälwald lagerten. Nebenan lehnten sich die grau-grünen Grasflächen, welche dieser auffallend milde und schneefreie Dezember als Schafherden freigelassen hatte. Der Schafhirt hatte hier sein Lager aufgeschlagen. Der Schäferkarren stand in einer kleinen Mulde an der langen Halde. Eng aneinander gedrängt nächtigten die Tiere im Pferch. Es war ganz stille ringsum. Nur ab und zu hörte man das verhaltene Blöken eines verängstigten Schafes, wenn Koban, der Hund, um die Herde kreiste und einen leisen, knurrenden Ton von sich gab.

Unruhigen Schrittes ging Jakob, der Schäfer, an seinem Karren auf und ab. Die Hände tief vergraben in den Taschen seines langen, dicken, pelzgefütterten Mantels, stapfte er auf dem feuchten Boden, die Pelzmütze tief über den Kopf gezogen. Sein langer, graumeliertes Bart legte sich über den verwetterten Mantel herab wie die Stola eines Priesters. Ganz drunten im Tale ratterte der letzte Eisenbahnzug durch die Nacht. Seine feurigen Augen kamen dort um die Kehre. Dann folgte ein heller Lichtstreifen wie eine feurige Schlange. Jetzt hielt der Zug drunten in der Station. Das Puffen der Maschine drang beim Wiederanfahren deutlich vernehmbar den Berg heran. Eine Weile rauschte es noch und bald fiel über die Landschaft wieder jene Ruhe, die zwischen den flimmernden Sternen und den gedämpften Lichtern in den Häusern im Tale hier oben auf der Höhe anmutete wie die Stille und Feierlichkeit des Allerheiligsten zwischen dämpfenden Mauern.

### Christabend!

Immer weiter klonn der Stundenzeiger gegen Mitternacht empor, träge und zäh, und immer noch wandelte der Ruhelose hin und her, unermüdetlich wie ein Pendel, das von unsichtbarer Kraft getrieben sich bewegt. Nur zeitweise, in langen Intervallen, blieb der Schäfer stehen und dann starrte der unruhige Mann vor sich hin um

einige unverständliche Worte zu murmeln. Laut auf-  
lachen mußte er jedesmal, grell und höhnisch, wie nur der  
Irrsinn sonst lachen kann. Die Hände fuhren aus den  
tiefen Taschen des grauen Mantels, wie abwehrend hielt  
er sie vor das Gesicht, ein zerdrückter Aufschrei kam aus  
seiner Brust und in der Not seines Herzens rief er nach  
seinem einzigen Freunde, dem letzten Wesen, das ihn auf  
dieser Erde noch liebte und ihm treu war: „Roban!“

Mit einigen Säßen war der Hund an seiner Seite.  
Im Dunkel der Nacht sah der mit sich Rechtende des  
Tieres Augen funkeln, hörte er sein Schnaufen und nun  
stand der Getreue aufrecht vor ihm, stellte ihm die leh-  
migen Pfoten auf die Brust und leckte ihm die Hand.

„Roban!“ Zitternd fuhr der Einsame mit der  
Rechten über Kopf und Hals des Tieres: „Gut, Roban!  
schau dich um!“ Der Hund verstand wohl diesen Befehl  
seines Herrn. Schon kreiste er wieder um den Pferch mit  
einem knurrenden Tone, als wollte er sagen: verlaß dich  
auf mich.

Halb gehend, halb stolpernd, schaute der Schäfer  
dann wieder in die Nacht. Drunten im Dorfe sah er  
den Lichtschein aus den Häusern quellen. Die Bauern,  
sonst Frühzubettgeher, waren in dieser Nacht auf den  
Beinen. In den niederen Stuben brannten die Weih-  
nachtsbäumlein. Die Christmette war in Vorbereitung.

Der Tag der Großen Liebe nahte. Aber in dem Maße, wie die Menschen drunten, im Wirrwarr des Jahres oft auseinander gekommen, im großen Reiche der Liebe sich wieder fanden, starrte umgekehrt der Troß des Einsamen hier oben immer höher empor wie ein Fels, von geisterhaften Händen aus dem Boden gehoben. Die furchtbare letzte Christnacht voll Schnee und Eis warf ihre Schatten auf den Wandelnden. Ein schreckliches Jahr lag hinter ihm. Er erlebte alles in diesem Augenblicke noch einmal wieder: Jette, seine Frau, hatte er begraben, der Gram hatte sie gefällt; sein Sohn Heinrich hatte ihn verlassen, seine Lene, seine Tochter, war für ihn tot. Zwei Kinder verschollen, die Frau gestorben. In der letzten Christnacht war es, als er die Tochter von Haus und Hof verjagt hatte. Die Partie war für ihn nun verspielt.

„Koban!“ Der Hund fegte über das niedere Gras heran: „Koban! Wach!“ Das Tier wußte Bescheid. Langsam und bedächtig umkreiste es den Karren. Der große starke Mann schlüpfte mit Mantel und Schuhen in denselben, klappte ihn zu, um gegen die Frische der Nacht geschützt zu sein, schlug eine schwere Decke um sich und versuchte den Schlaf zu finden, der ihn draußen in der Nacht bisher geflohen hatte. Er schloß die Augen und stöhnte laut.

Warum eigentlich auch der Heinrich gegangen war? Warum? Der Schäfer scharrte und scharrte in seinem

Gedächtnis. Es war ihm mit einem Male, als wühle er mit bloßen Händen im steinigen, kalten, nassen Boden. Blutig waren seine Fingernägel — er scharfte und grub — Heinrich, mein großer Sohn, mein Heinrich — auch du? Ja, richtig, da grub er ja den Brief heraus, den ihm der Heinrich aus Amerika drüben, aus Brooklyn, geschrieben hatte, ein ganz kurzer, lakonischer Brief: Ich will nicht mehr das fünfte Rad sein am Wagen, Vater. Du kannst ja der Schwester Lene mal alles geben, wenn sie wiederkommt. Ich gönne es meiner Schwester. Sie kann es brauchen. Nur sieh dich vor, daß Du nicht eines Tages merkst, daß Du Dich geirrt hast — Du kennst Deine Tochter Lene nicht so gut wie ich, Vater. Seit meiner frühesten Kindheit hat Du mich gegen sie zurückgesetzt, hast Du sie zu Unrecht mir vorgezogen, hast Du mich roh bestraft in Dingen, die Du bei ihr übersahest — weil Du sie liebtest mehr wie mich, ganz anders wie mich, nein, weil Du mich hassest . . . ich suche mir mein Glück nun über dem großen Wasser in der Fremde, leb wohl, Vater. — Heinrich stand dort vor ihm und weinte. Und weil er nie die Vaterliebe innerlich erlebt hatte, so hatte er sich gerächt und war gegangen. Aber warum weinen, Heinrich? So komm doch zurück — kennst du mich denn nicht mehr, mich, deinen Vater? Komm zurück zu deinem Vater, nicht als verlorener Sohn, nein, ich will dir entgegen gehen als verlorener

Vater, ich will dir zu Füßen knien und sagen: ich habe gesündigt von dir, ich bin nicht mehr wert, daß ich dein Vater heiße. Es jagte ihn mit einem Male den Berg hinunter, er sprang, er rannte in gewaltigen Sätzen über Stock und Stein —: ich fürchte mich, ich fürchte mich — Hilfe! Hilfe! — ein grelles Licht blizt vor ihm auf — ein ernstes Menschenantlitz sieht er auf sich gerichtet — Jesses, der Herr Pfarrer, der Herr Pfarrer! — Da steht einer vor ihm, der hebt die Hände hoch wie zum Segen: „Fürchte dich nicht, Jakob, denn ich bin bei dir bis an der Welt Ende. Siehe, euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus — —“ Der Schäfer brüllt ihm ins Antlitz, er hört seine eigene Stimme in der stillen Nacht: „Gib mir meine Lene wieder und meinen Heinrich und mein Weib. Ich will nicht deinen Trost, ich will die Ruhe meiner Seele — —!“ Er stürzt weiter den Abhang hinunter, immer tiefer und tiefer, unendlich scheint ihm dieser Berg, es ist ihm als habe er Siebenmeilenstiefel an, als flöge er über die Felder und Tristen seiner Heimat zu, am Donnersberge drüben — wie der schwerfällige Schäfer-Jakob Sprünge machen kann! — jetzt geht es bergan — der Boden gleitet unter seinen Füßen dahin wie ein Karussell auf der Kirchweih — da hört er hinter sich ein Keuchen. Männerstimmen! Entsetzt blickt er sich um — seine Todfeinde, der Gräber-Michel und der Schuhmacher-Karl

sind hinter ihm her und jeder schwingt in der Rechten eine Keule: „Er hat den Herrn Pfarrer verspottet, er hat den Herrn Pfarrer verspottet!“ — Die Angst verleiht ihm Riesenkräfte — weit hinter sich läßt er seine Verfolger — da ist er schon in seinem Dorfe drüben — in seinem Häuschen sitzt er an der Dannenfelsler Höhe — er weiß gar nicht wie er da hineingekommen ist — wie ganz anders fühlt man sich doch in seinem Heime — ein Gefühl der Sicherheit überkommt ihn — die schweren Stiefel steckt er wohligh unter den Tisch — Jette, seine Frau, hantiert draußen in der Küche — da kommt die Lene, sein Alles, sein Augapfel, herein und lacht ihm ins Gesicht — der Heinrich hantiert draußen im Hofe herum — man hört das Schürfen der Kette im Stalle nebenan, darin die einzige Kuh sich bemerkbar macht — —

„Vatter, die Fraa aus der Stadt hat wieder geschrib, sie will mich am Montag abhole —“

„So, so, Lenche, wann dir's recht ist. Der Schorner-Hannes kann uff dich waarte — jo Pfeifedeckel — nee — Lenche, for e Kuhmagd bischt doch wahrhaftig zu gut — alleweil gescht in die Stadt und dienscht bei der feine Herrschaft — jo, jo, daß de was Gescheites lernscht — jo, jo —“

Der Schorner-Hannes steht vor ihm.

„Na, na, Jakob, mach Bosse. Die Lenche is e braves, sauberes Mädcl un soll bleiwe, wo se gewachse is.

Sie hat bei mir ehr ordentlich Esse, ehr anstännige Arbeit und fors Üwriges loß nor mich sorge, ich werd se schon halte, daß se dir kee Schand macht.“ Der Hannes hält ihm die Hand zum Einschlagen hin.

„Nix, nix, Hannes. Unser Freundschaft soll dessentwege kee Loch kriege, awer die Lene kriegscht du net. Abgemacht. Sie geht alleweil in die Stadt. Die soll ehr Glück mache. Ich könnt se jo drowe uffm Stahlberg, wo mer herkommen, bei Verwandte unterbringe. Awer nix werd drauß — das Mädle ist zu was Besserem bestimmt — un damit baschta!!“

Und nun sieht er im Traume die Lene nach der Stadt abfahren. Die Verdingfrau aus der Stadt holt sie selbst im Hause ab. — Die gerissene Frau redet der zögernden Mutter nochmals zu: „Ach was, Schwollekloppen, Melken un Stallmisten — daß so ein Mädle wie die Lenchen zu was anderem geboren ist, das sieht doch ein Blinder — was doch die Lene ein Staatsmädel ist, so ganz ihm, dem Vatter, aus dem Gesicht geschnitten! Dieser etwas scharfe Zug um den Mund, die rehraunen Augen, diese schön geformte Nase — —“ „Jakob, 's is halt dei' Ebenbild,“ haben sie alleweil im Dorf zu ihm gesagt. „Die Lenche is dei' Ebenbild!“ Herrgott, hat er, der alt närrisch Vatter, das Mädle nochmals an sich gepreßt, wie sie fortgemußt hat — . . .

„Na allo, Lenche, halt dich gut un mach uns kee Schand — verstehscht du, Lenche? Kee Schand sollscht uns mache. Bleib ehrlich un brav, Mädal, denk an dei' Vatter — verstehscht du, Lenche?“

Und er ist mit einem Male in der Stadt drinnen. Drei Stunden ist er mit der Eisenbahn gefahren — da steht er vor dem hohen Portale der Villa — zögernd drückt er auf den gelben Knopf, die Türe springt von selber auf — er sieht sich in einem geräumigen, marmorbelegten Gange — zwei blumengeschmückte Riesenvasen flankieren den Zugang, blühende Geranien nicken rotlächelnd aus den Nischen, ein Springbrunnlein plätschert über moosige Terrassen — ein Mädchen in weißem Häubchen kommt aus dem Zimmer um ihn in Empfang zu nehmen — Jesses, Herrgott — das ist ja sein Lenchen —! Er starrt sie ein zeitlang wortlos an, dann schließt er sie in seine Arme —: „Aber Lenche, Lenche, bischt du so fein, ei, dei' eigener Vatter kennt dich jo fascht nimmer! — eine vornehme Frau kommt aus dem großen Zimmer — der Vater, die Müße krampfhaft unter den Arm geklemmt, läßt sich von seiner Tochter der Dame des Hauses vorstellen — im eleganten, fürstlich ausgestatteten Salon steht er mit seinen groben Bauernschuhen auf märchenhaften Teppichen, er fühlt, daß er in diese Umgebung garnicht hineinpast — ganz linkisch stellt er sich dran, als ihn die Dame endlich nach langem Sträuben in einen

tiefen, weichen Sessel hineinzwingt, in dem er zu versinken glaubt — und wie liebenswürdig die Dame mit ihm spricht — ja, die Lenche sei ein nettes, braves, anstelliges Mädchen, und fleißig sei sie und verlässlich — — ganz geschwollen wird dem Vater zu Mute, sein Stolz bläht sich, wie das Segel eines Schiffleins, wenn der Lobewind hineinfährt, und in seinem Kopfe schlägt ein stolzer Pfau ein buntes Rad nach dem andern — ja, ja, Madame, seine Lenche, die sei halt e Mädchel, die sei ihm in die Art geschlagen — er nippt schüchtern an dem Glase Wein, das ihm die Dame durch seine Tochter servieren läßt — ha, wie seine Augen wohlgefällig auf dem netten, adretten Ding ruhen — ja, die Lenchen ist halt ein Staatsmädel — — ein Staatsmädel — — —.

Was sieht er sich denn mit Schrecken plötzlich auf dem Felde draußen? Er scharrt und scharrt wieder am Boden, die Finger schmerzen ihn, nein, sie bluten ja schon — da kommt wieder etwas Weißes aus dem Boden — der Brief, ach, der elende Brief von der Herrschaft in der Stadt drinnen — und er sieht sich wieder vor der Türe stehen im kalten November, vor derselben Türe mit dem glänzenden Messingschilde, sieht sich im Salon drinnen wieder bei der Dame sitzen — diesmal hat ihn ein anderes Mädchen hineingeführt — die Lenchen, sein Lenchen war schon degradiert worden zum Mädchen zweiter Klasse — so konnte sie doch unmöglich noch jemanden

empfangen — mit ernster Miene spricht die Dame mit ihm, sie will seine Tochter aus Erbarmen noch eine kurze Zeit behalten, aber nicht lange mehr — und nun kommt sein Lenchen mit rotgeweinten Augen herein, blaß und elend aussehend, verstört und zerknickt — ja, ja, man braucht sie nur flüchtig anzusehen, da merkt ja einer etwas, der nur noch einen Lichtschimmer im Auge hat — mit der ist was los — und nun kommt die Minute, die er zeitlebens nicht vergessen wird — die Dame läßt ihn rücksichtsvoll mit seinem Kinde allein und geht hinaus — bleich und zitternd springt der Vater auf, vergessend, daß er unter Menschen ist, bei denen etwas mildere Umgangsformen üblich sind wie zu Hause bei ihm — mit einem Faustschlag nach dem Kopfe seines Kindes macht ein betrogenes, zerbrochenes, getäushtes Vaterherz im Jähzorne nach kurzer Rede und Gegenrede sich Luft — ein Aufschrei der Betroffenen — auf dem Teppich kniet er neben der Bewußtlosen, aber Haßgedanken zermartern seine Seele — Vorwürfe der entsetzt eintretenden Dame — nach einigen Minuten schon kommt das Sanitätsauto um die Arme zu holen — er taumelt von dannen — dem Bahnhofe zu. — — — —

Tief auf stöhnt der Träumende.

Der kalte, schneereiche Dezember des vergangenen Jahres fällt ins Land. Mitleidige Leute aus der Stadt

haben die Lene aufgenommen. Er hat ihr einen schneidend-kalten, scharfen, kantigen, furchtbaren Brief zugeschickt: Nie mehr solle sie ihm vor sein Angesicht kommen. Und das Kind, wenn es käme, solle sie dem bringen, von dem sie es habe.

Aber Jesses, Jesses — da steht ja schon wieder der Herr Pfarrer! Gesang klingt an sein Ohr, zarter Gesang:

Es ist ein Reis entsprungen . . . . .  
in einer Winternacht . . . . .

„— Es ist Weihnachten, Jakob, und die Liebe, so erstorben unter den Menschen und der Haß, so er im Herzen sich breit gemacht hat, sollen sich beugen dem Worte unseres Herrn: Liebet euch unter einander. Es ist keine Sünde so groß, daß sie nicht Vergebung finden kann vor dem Throne des Allmächtigen. Dein Kind hat gefehlt, menschlich gefehlt, aber willst du dein eigen Fleisch und Blut um dessentwillen ganz in den Abgrund stoßen, anstatt deine Tochter liebevoll zu dir zu ziehen und zu sagen: ich will den Schmerz, den du mir bereitet hast, tragen, ich kann dich nicht um dieser Sünde willen, die menschlich ist, vernichten? Siehe, als einst das Kindlein geboren ward in dieser heiligen Nacht zu Bethlehem, da kamen die drei Weisen aus dem Morgenlande und beteten es an. Sie fragten nicht nach Vater und Mutter. Sie

wußten, daß das Heilig, Heilig, Heilig gesprochen ist über den Leib in dem Augenblicke, wo das Mysterium der Menschwerdung sich in ihm vollzieht. Sie beteten das Kind an um des Kindes willen, weil ihnen offenbar geworden war, daß Gott in dieser Menschwerdung durch diesen Neugeborenen zu uns in neue Beziehung treten wollte — — und nun willst du das Kindlein, das dein eigen Kind dir in dieser heiligen Nacht bringt, von dir stoßen, weil du ein von Menschen geschriebenes Sittengesetz als übertreten wähest? Willst deinen Groll und Haß auf die neugeborene Unschuld übertragen, anstatt sie in deine Arme zu schließen und zu sagen: des Herrn Wille geschehe, Gott hat zu mir durch dieses Kindlein gesprochen, ich füge mich seinem weisen Ratschluß? Begreifst du das, Jakob?"

„Lange war ich nicht mehr in der Kirche gewesen, Herr Pfarrer. Eure Stimme klingt mir so fremd. Aber ich will keinen Trost, weil ich zu verbittert bin.“ Huh — wie der Wind, der kalte, rauhe Nordwest über die Dächer pfeift! Jesses, der Herr Pfarrer, jetzt geht er und läßt mich stehen! Ich brauch ihn auch gar net, ich werd schon mit mir selber fertig. Wenn früher, als ich noch allsonntäglich zur Predigt ging, die Orgel manchmal brauste, ganz tief, so klang das gerade wie dieser Sturm, der über den hohen Schnee fegt. Immer wieder schreckt dieser klagende, weinerliche Ton durch die

Dachlaken, rasselt er an den Fenstern, schnaubt und miaut er wie eine Katze an den Wänden hinauf.

„Jakob, Jakob — es hat gekloppt.“ Die wache Frau, seine Tette, ruft ihm.

„Was is?“

„Es hat gekloppt, Jakob.“

„Ach was, das is de Sturm, der rappelt an de Fenster und Deere.“

„Es kloppt — es kloppt — ganz deutlich — es kloppt an de Hinnerdeer.“

„„Vatter . . . Vatter . . .““

„Es ruft, Jakob, ich hör's, es ruft.“

„„Vatter — Vatter — o mach doch uff!““

„Jesses Gott, die Lene, — die Lene!“ So ruft die erschreckte Mutter.

Mit einem Satz ist der Schäfer Jakob auf den Füßen. Die Frau sitzt im Bette und stöhnt: „Mach doch uff — geh, Jakob, mach uff, loß sie rein — Jakob, sei doch kee Unmensch — es is doch dei' Kind — —“

„„Vatterle — Vatterle . . .““

Aber die Haßgedanken wachsen riesengroß über das kleine Fünkchen Liebe, das der tief ins Herz getroffene Vater noch für sein Kind bewahrt.

„Halt's Maul, dort hinne! Ich befehl! Nimmi unner die Nage soll se mer kumme, ich han's geschwore!

Soll ich meineidig werde? Wege so 'me Mensch?"

Er stößt das Fenster auf. Er schreit, er brüllt hinaus: „Aus meine Aage, Mensch, fort aus meine Aage, fort, fort! Loß dich nimmer blicke!"

„„Vatter . . . Vatterle . . . Vatterle . . . erbarm dich . . . Vatterle . . . mei' Kind . . . ich bring mei' Kind . . . mei' neugeborenes Kind . . .“

Eine Schneeböe fegt der pfeifende Nordwest durch das Fenster in die Stube herein.

„Fort, sag ich, fort! E schlecht Mensch biicht! Fort!“ Klirrend schlägt er das Fenster zu: Ein Aufschrei aus dem Bette antwortet ihm. Die Draußenstehende bleibt ganz stumm. Die Mutter nestelt drinnen an ihrem Kleide. In der Dunkelheit sucht sie nach ihren Schuhen.

„Untersteh dich net, Alti, untersteh dich net! Sie bleibt drauß, verstanne? —“ Vorsorglich schließt er die Türe nochmals ab und nimmt den Schlüssel zu sich. Mit einem Streichholz macht er Licht und starrt auf die Wanduhr. Ein Uhr zeigt sie.

Wo sie gewesen war, das Mensch, bis ein Uhr? Die Späßen, welche von der grausamen Kälte dieser Weihenacht nicht gefallen waren, haben es am andern Tage von allen Dächern des Dorfes gepfiffen: Ja, ja, die Lene war in der Christmett gewesen. Aus der Ent-

bindungsanstalt in der Stadt war sie gestern gegen Abend fortgelaufen mit ihrem neugeborenen Kinde — so was kann nur ungebrochene Bauernkraft zu Wege bringen, die bleichen Stadtfrauen würden sich den Tod dabei holen — sie wollte heim, aber sie traute sich nicht — das arme Würmchen hatte sie in ein großes Wollentuch geschlagen, als sie mit dem letzten Zuge talaufwärts kam — der Gräber-Michel hat sie schließlich hereingeholt in die warme Stube und hat sie bewirtet und gepflegt — dort hat sie dem Kinde die Brust gegeben — —

Was? Der Gräber-Michel? Mein Todfeind? Jetzt reut mich's net, jetzt reut mich's net — — —

— — Ja — und dort hat sie dem Neugeborenen die Brust gegeben und alle haben sie herumgefessen, andächtig bei dieser ehrwürdigen Handlung und immerfort hat sie auf das Kind geblickt, die junge Mutter, ganz stumm, und der Gräber-Michel hat dann aus der heiligen Geschichte vorgelesen von der Weihe-Nacht, von Maria und dem Kindlein und der Anbetung, und auf einmal läuteten die Glocken zur Christmette und da sagte die Gräbern zu der jungen Mutter: ich weeiß net, Lene, ich meen grad du wärscht die Heilige Maria selbst und dein Knäblein hier das Sinnbild des zu Fleisch gewordenen Gotteswortes und ein Heiligenschein sei um deinen Kopf — — und da haben sie sich auf einmal alle im Hause des Gräber-Michel, des Todfeindes, in himmlischer Ver-

zückung hingekniet und der Gräber-Michel hat das Gebet zum Kruzifix gesprochen: Heilige Maria, Mutter Gottes . . . . Und als die Glöcklein mit Läuten fertig waren, da ist die junge Mutter aufgestanden, hat ihnen ihr Neugeborenes für die Dauer der Christmette anvertraut und gesagt: Nun bin ich Mutter geworden, nun erst begreife ich die Heiligkeit dieses Wortes. Ich will zur Kirche gehen und mich reinigen von der Sünde, welche die Menschen in mir verkörpert sehen wollen, im Anschauen der heiligen Handlung und im Beten zu Gott, daß er mich gnädig annehme — — und dann will ich zu meinem Vater gehen in dieser Nacht noch — —

Wer ruft da?

„Jakob, Jakob, das war zu hart, was du deinem Kinde angetan, das war zu hart — —“

„Was geht's euch an, ihr Maulaufreißer? Was geht's euch an?“

„Jakob — Jakob — Jakob — —!“

Mit einem schweren Seufzer warf sich der Schäfer in seinem Karren herum.

\*

\*

\*